Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 15. Montag den 9. Januar 1893. 87. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. Januar.

Als der Reichstag in die Weihnachtsferien ging, hatte die Militairvorlage in den Reihen der Conservativen kaum einen unbedingten Anhänger. Das ist, seitdem der „Reichsanzeiger" über die Neujahrsansprache des Kaisers an die commandirenden Generale die bekannte Mittheilung gebracht hat, anders geworden. Seitdem hat sich das officielle Organ dieser Partei unter einigen Wendungen und Windungen zu der Vorlage bekehrt, und jetzt zeigt auch die „Kreuzzeitung" ihre Unterwerfung an, „nachdem sich der Kaiser in seiner Ansprache an die commandirenden Generale auch persönlich entschieden auf den Standpunct der Vorlage gestellt hat". Daß sie nicht überzeugt ist, erklärt die „Kreuzzeitung" ausdrücklich:

„An unserem Standpuncte halten wir fest, d. h. wir sehen die von uns vertretenen Vorschläge, wie sie auf der Grundlage der dreijährigen Dienstzeit ruhen, nach wie vor als die geeignetsten an und machen daraus nicht im mindesten ein Hehl. Diximus et salvavimus animam! Wir haben unsere Schuldigkeit gethan und lehnen die Verantwortung ab, aber nach den neuesten Vorgängen müssen wir leider erkennen, daß diese unsere Auffassung zur Zeit weder parlamentarisch-politisch, noch militairisch das Maß von Unterstützung findet, dessen sie bedarf, und daß es sich aus diesem Grunde jetzt nicht mehr um das handeln kann, was an sich als das Beste erscheint; darauf vielmehr kommt es an, für das nach Lage der Dinge vergleichsweise Annehmbarste, d. h. für die unveränderte Regierungsvorlage einzutreten, damit völlig Unannehmbares ausgeschlossen werde.

Aber überzeugt oder nicht, die „Kreuzzeitung", die sich von der Gesinnung ihrer Parteigenossen jedenfalls überzeugt hat, stellt sich auf den Boden der unveränderten Regierungsvorlage, noch bevor der Reichskanzler in der Commission weitere Aufschlüsse über die politische Lage und die Nothwendigkeit der dem Reichstage angesonnenen großen Opfer gegeben hat! Und ähnlich, wie die „Kreuzzeitung", lassen sich auch freiconservative Stimmen vernehmen. Die Situation, in welcher der Reichstag morgen seine Arbeiten wieder aufnimmt, ist also nicht unwesentlich von der Situation vor den Weihnachtsferien verschieden. Man wird aber kaum annehmen können, daß die parlamentarische Lage einer Verständigung günstiger geworden sei. Nachdem Graf Caprivi eine Unterstützung gefunden, die er kaum erwartet haben dürfte, wird seine ohnehin geringe Neigung, von der Vorlage etwas abstreichen zu lassen, schwerlich gewachsen sein. Und andererseits wird man von einer Partei, die schon vor den in Aussicht gestellten geheimen Mittheilungen zur unveränderten Annahme der Vorlage sich entschließt, nicht erwarten dürfen, daß sie auf Vermittelungsanträge sich einläßt. Besonders gespannt muß man bei dieser Sachlage auf die Haltung des Centrums sein, dem ja der Ausschlag zufällt und das in eine recht prekäre Lage kommt, wenn ihm bei etwaigen Neuwahlen die Conservativen als unbedingte Anhänger der Militairvorlage gegenübertreten. Es ist daher im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Diplomaten des Centrums trotz ihrer entschiedenen Behauptung, sie würden für nichts zu haben sein, als für eine Herabsetzung der Dienstzeit innerhalb der gegenwärtigen Präsenzziffer, mit verstärktem Eifer den Versuch unternehmen, eine Concession herauszudrücken, die ihnen erlauben würde, ihre Gefolgschaft in das conservative Bewilligungslager überzuführen. Daß wenigstens bei der „Kreuzzeitung" und ihren Anhängern die Abneigung gegen solche Concessionen nicht groß ist, ist bekannt. Sie würden gewiß mit den letzten Resten aus der Culturkampfzeit aufräumen helfen, wenn sie dadurch das Centrum veranlassen könnten, der kaiserlichen Ansprache an die commandirenden Generale sich zu unterwerfen und dadurch einen weiteren Anspruch auf Dankbarkeit sich zu erwerben.

Morgen tritt auch die französische Deputirtenkammer wieder zusammen und man erwartet in Paris, daß von diesem Tage ab der Panama-Vulcan wieder in vermehrte Thätigkeit treten wird. Zur Verhütung unruhiger Straßenscenen sind von der Regierung besondere Maßregeln getroffen worden. Nach einer telegraphischen Meldung von heute werden in allen größeren Städten Frankreichs die Truppen consignirt sein. Der Ministerrath beschloß außerdem, fortan keine antisemitischen Volksversammlungen mehr zu dulden. Den Anlaß hierzu hat ohne Zweifel der stürmische Verlauf der letzten derartigen Versammlung gegeben, wegen deren der berüchtigte Marquis de Morès ein heftiges Schreiben an den Polizeipräfecten richtete, worin er die Polizei beschuldigte, daß sie es selbst gewesen sei, welche die Skandalscenen absichtlich hervorgerufen habe, um eine Handhabe zur Auflösung der Versammlung zu bekommen. Was den ehemaligen, ebenfalls der Theilnahme am Panamaskandal bezichtigten Arbeitsminister Baïhaut betrifft, so scheint es, als ob man gegen ihn Ernstliches nicht zu unternehmen vermöge, denn es wird heute aus Paris telegraphisch gemeldet, daß keine positiven Beweismittel gegen ihn vorlägen und er sich noch immer in Freiheit befinde. Zwischen dem Justizminister Bourgeois und dem Untersuchungsrichter Franqueville ist es zum Zerwürfniß gekommen, weil der Letztere nach der Auffassung des Ministers zu schneidig vorgeht und alle in der Panamaangelegenheit nur irgendwie compromittirten Persönlichkeiten in die Verfolgung hineinziehen will. Am Sonnabend verhörte Franqueville den Redacteur des Amtsblattes Jezierski, den früheren Leiter von Freycinet's Blatt „Telegraphe", das von der Panama-Gesellschaft bekanntlich 200 000 Francs erhielt. Nach Aussagen Blondin's wäre diese Summe auf directes Begehren Freycinet's, der sich hierbei des Botschafters Herbette als Vermittlers bediente, ausbezahlt worden. Für den am 10. Januar beginnenden ersten Panamaproceß, der nur den Bankerott der Gesellschaft betrifft, sind 30 Zeugen vorgeladen. Man erwartet in diesem Proceß bereits erhebliche Enthüllungen der Beziehungen der Gesellschaft zu Parlamentariern. Wie vorauszusehen war, kommt der Panamaskandal in seinen öffentlichen Wirkungen der socialdemokratischen Partei zu statten. Bei einer gestern stattgefundenen Ersatzwahl in Carmeau-Albi erhielt der Socialist Jaurès 4320, der Republikaner Heral 3923 und ein zweiter socialistischer Candidat 1075 Stimmen.

Die Verhandlungen zwischen der österreichischen Regierung und der deutschen Linken haben unter anscheinend freundlichen Auspicien begonnen. Beide Theile hegen das lebhafte Interesse, recht versöhnlich und objectiv zu erscheinen. Graf Taaffe, dem man von höchster Stelle nach seiner bekannten Rede angedeutet hatte, er habe damit einen Fehlgriff gethan und die Linke ganz unnöthigerweise beleidigt, ist jetzt eitel Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen; er zog absichtlich außer dem ihm ganz ergebenen Finanzminister Steinbach auch die Minister Marquis von Bacquehem und Freiherrn von Gautsch zu den Berathungen heran, um sich für sein Bemühen, eine Verständigung zu Stande zu bringen, auf Zeugen berufen zu können, die notorisch eine den Deutschen freundliche Gesinnung hegen. Die Führer der Linken haben mit einem Gegenzug geantwortet; von den Herren v. Plener, v. Ebenhoch und Heilsberg ist auch Graf Kuenburg zugezogen worden, dessen gerader Sinn auch seine Gegner entwaffnet, dessen Rücktritt unter den Zeichen hoher Gnade seitens des Kaisers erfolgte. Man hat dann seitens der Regierung das vielbesprochene Programm vorgelegt, welches, wie es heißt, allerhand Wichtiges, wie Anerkennung des Besitzstandes der deutschen Staatssprache — und daneben auch eine staatliche Phrase gegen den Antisemitismus — enthalten soll. Herr von Plener und seine Freunde erklärten, daß man auf Grundlage des Programms verhandeln könne; es liege aber in der Natur der Sache, daß von seiner Seite außerdem Forderungen gestellt würden, von deren Annahme Alles abhänge. Allem Anschein nach hat Graf Taaffe mit einer höflich zustimmenden Verbeugung geantwortet. Auch er wird Alles in ernste Erwägung ziehen: Preßfreiheit und Festhalten an dem bestehenden freisinnigen Schulgesetz, Abwehr der Forderungen des böhmischen Staatsrechts und directe Wahlen in den Landgemeinden und wie sonst die Forderungen der deutsch-liberalen Partei heißen mögen. Im Grunde könnte man sich einigen, wenn es nur ein Mittel gäbe, um die Deutschen zu überzeugen, daß ihnen die diesmaligen Versprechungen gehalten werden. Denn das Spiel, das gestern von Neuem anging, ist lediglich die Wiederholung dessen, das zur Zeit des böhmischen Ausgleichs getrieben wurde. Auch damals unterschrieb man einen Pact, unter welchem der Name des Grafen Taaffe steht. Aber was ist von diesem Vertrage ausgeführt? Die Hauptsache, die administrative Zweitheilung Böhmens, ist von der Regierung absichtlich verzögert worden. Wer also verbürgt die Unterfertigung des neuen Vertrags? Es ist sicher, daß dies dem Grafen Taaffe mit vollster Deutlichkeit auseinandergesetzt wurde oder doch klar gemacht werden wird. Für ihn handelt es sich sichtlich darum, die Verhandlungen bis über die Budgetdebatte hinzuziehen, denn er befürchtet irgend einen neuen Schiffbruch bei einer der Abstimmungen, und er glaubt annehmen zu können, daß die Linke während der Unterhandlungen nicht leicht eine Feindseligkeit begehen werde. Man hört denn schon jetzt, daß es geraume Zeit kosten werde, bis die Einigkeit erzielt ist. So wie der Polenführer Jaworski und Graf Hohenwart während der Krisis von dem Ministerpräsidenten vorgeschoben wurden, um seinen Kampf mit der Linken auszufechten, so werden sie sich auch jetzt gefälligerweise benützen lassen, um diese Partei hinzuhalten. Uebrigens steht es in der Hand des Grafen Taaffe, das Mißtrauen zu bannen. Er beschleunige die Arbeit und bilde das Coalitionscabinet, welches die Geschäfte auf Grund des neuen Programms zu führen hätte — und Alles kann sich zum Besten wenden. Die Deutschen haben die Bedingungen des ersten Vertrages des böhmischen Ausgleiches gehalten; es ist an der anderen Seite, sich diesmal aufrichtiger zu erweisen, als bisher.

Die Unruhen und Tumulte in den nördlichen Provinzen der Niederlande nehmen nach den neuesten, von dort vorliegenden Nachrichten einen immer schlimmeren Charakter an. Ruhe herrscht nur noch in jenen Ortschaften, in denen zu ihrer Aufrechthaltung starke Polizei- und Militairkräfte vorhanden sind. Die Ruhestörungen gewinnen übrigens mehr und mehr einen anarchistischen Anstrich, der wieder einmal zeigt, welcher innige Zusammenhang zwischen Socialismus und Anarchismus in Wirklichkeit besteht. Das socialistische Hauptblatt „Recht voor Allen", welches von Domela-Nieuwenhuys redigirt wird, hat sogar den Arbeitern die Anweisung ertheilt, wie Dynamit und andere gemeingefährliche Sprengstoffe erzeugt werden können. Das erwähnte Hauptblatt sagt zwar nicht geradezu heraus, daß die Arbeiter Dynamit zur Erreichung ihrer Ziele verwenden sollen, aber man kann dies doch zwischen den Zeilen lesen. Die Dynamitarden rühren sich denn auch von allen Seiten. So erhielt der Pastor der lutherischen Kirche in Sappemeel, Provinz Groningen, einen Drohbrief, welcher die Sprengung seiner Kirche durch Dynamit in Aussicht stellt. Die Arbeitslosen geben sich überall Gewaltthätigkeiten hin. So umringte in der Nähe der Stadt Leeuwarden ein Haufe betrunkener Socialisten mehrere Soldaten und mißhandelte dieselben der Art, daß einer der Mißhandelten ins Spital gebracht werden mußte. Die Brandlegungen der größeren Bauernhöfe werden im Großen betrieben und nur selten gelingt es, der Verbrecher habhaft zu werden. Daß die socialdemokratische Hetze die Hauptschuld an diesen bedauerlichen Vorgängen trägt, ist unzweifelhaft. Aber die Regierung und das Parlament sind von einem Theile der Schuld ihrerseits nicht freizusprechen. Der Nothstand in Friesland und Groningen ist nämlich durchaus keine neue Erscheinung, und frühere Regierungen haben ebenso wie die gegenwärtige versäumt, irgend eine Abhilfe zu schaffen. Der jüngste Besuch der Königin Wilhelmine und der Königin-Regentin in Nordholland konnte keine Besserung der Lage schaffen, weil die daselbst herrschende Bewegung nicht antidynastisch, sondern rein social ist. Abhelfen kann hier nur zunächst eine Nothstandsvorlage, welche wenigstens über die schwere Winterszeit hinaushilft, sodann aber die genaue Untersuchung und Prüfung der Ursachen des friesischen Volkselends. Wenn Regierung und Parlament nicht zu diesen Mittel greifen, dann wird sich in Nordholland unzweifelhaft über kurz oder lang ein permanenter revolutionairer Zustand herausbilden.

Je näher in England die Parlamentssessionen heranrückt, desto mehr concentrirt sich dort das Interesse, bis zum Ausschluß fast aller übrigen Angelegenheiten, auf die Home-Rule-Frage. Der Entwurf der Bill ist bekanntlich von einem Special-Comité des Ministerrathes ausgearbeitet worden und hat kürzlich unter den Cabinetsmitgliedern circulirt. Trotz der Kürze der Zeit, die den Ministern zur Vorbereitung ihrer schwierigen Aufgabe noch verbleibt, dürfte derselbe, ehe er dem Hause der Gemeinen vorgelegt wird, noch manche wesentliche Abänderungen erleiden. Ueber den Inhalt des folgenschweren Gesetzes ist die tiefste und bisher thatsächlich in keiner Weise durchbrochene Verschwiegenheit beobachtet worden. Herr Gladstone legt den denkbar größten Werth darauf, daß sein neuer Home-Rule-Plan nicht wieder, wie derjenige von 1886 vorzeitig in die Oeffentlichkeit gelange, und es sind zu diesem Zwecke die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, die sich bisher auch absolut bewährt haben. Alle von angeblich Eingeweihten gemachten Enthüllungen oder mehr oder minder dunklen Andeutungen über den Inhalt des Home-Rule-Bill-Entwurfes beruhen auf Erfindung und sind einfach Producte oft nicht allzu scharfsinniger politischer Combinations-

---

Feuilleton.

Für die Ehre der Familie.

Roman von Clarissa Lohde.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Sie hat das Schweigen, das Ihr ihr auferlegtet, treu bewahrt", warf die Commerzienräthin beglückend ein.

„Das hat sie; aber daß sie es vermochte, hat sie mir nicht liebenswerther gemacht. Und dann, ihre Aehnlichkeit mit ihrer Mutter!"

„Die doch nur eine äußerliche ist."

„Wer kann das heute schon sagen? — Auch Wolden's Frau hat zwölf Jahre, ohne daß ihr etwas Besonderes vorzuwerfen gewesen, mit ihrem Gatten gelebt, hat ihm vier Kinder geboren, um dann doch, als die Versuchung an sie herantrat, Alles, Gatten, Kinder, Pflicht und Ehre, zu vergessen."

„Du kannst unmöglich Aehnliches von Adele befürchten."

Der Commerzienrath trat dicht an seine Frau heran:

„Nicht? — Ist sie nicht die Tochter ihrer Mutter und glaubst Du, die Erbschaft des Blutes ist nichts? — Auch die Mutter jener Frau hat, wie ich gehört, keines besonderen Rufes genossen, wie ihre ganze Familie."

„Karl! — Wie hart das klingt! — Ist unsere Elsbeth, ist Margot nicht desselben Blutes?"

Er schüttelte mit überlegenem Lachen den Kopf. „Das ist etwas Anderes, Elsbeth ist von uns und Margot von meiner Schwester erzogen, und siehe sie an, diese beiden Lichtgestalten, sie tragen ganz die Züge meines armen unglücklichen Freundes, nichts erinnert bei ihnen an die Frau, die ihnen das Leben gab."

„Aber sie hat es ihnen doch gegeben."

Der Commerzienrath sah sich durch diese einfache Bemerkung seiner Frau in die Enge getrieben und das machte ihn unwillig. Leicht mit dem Fuße aufstampfend, rief er: „So drehe Dich doch nicht immer im Kreise herum. War es doch Dein Wunsch, daß Arnolt Elsbeth heirathen sollte, ich hätte sie wahrlich lieber an Becker gegeben, nun mußt Du Dich auch mit allen Folgen abfinden."

„Becker würdest Du das Geheimniß anvertraut haben?" sagte sie.

„Er ist ein Mann, unabhängig, vorurtheilsfrei, es würde bei ihm sicher aufgehoben gewesen sein", sagte er widerstrebend. „Dennoch bin ich entschlossen, daß es auch ihm, sollte er sich um Margot bewerben, verschwiegen bleibt. Es hat Mitwisser genug."

„Sperner bewahrt es heilig."

„Als echter Edel- und Ehrenmann, der er ist", antwortete der Commerzienrath mit warmer Anerkennung, „davon bin ich überzeugt. Doch wirst Du einsehen, daß die Verhältnisse hier anders liegen. Adele wußte um den Fehltritt ihrer Mutter, sie hätte sich selbst eines Vertrauensbruches gegen den Mann schuldig gemacht, der ihr mit seiner Hand so viel geboten hat, wenn sie über die Vergangenheit geschwiegen hätte. Elsbeth hat keine Ahnung davon."

„Aber wir wissen es."

„Sie heißt nicht mehr Wolden, sie ist unsere Tochter, hat nichts mehr mit jener Frau, mit jenem Namen gemein. Noch einmal, Sophie, laß die Todten ruhen, laß sie begraben und vergessen sein. — „Ich will es so", fügte er, als seine Frau noch Einwendungen machen wollte, mit einer Stimme und einer Miene hinzu, welche jede Einrede verbot, und verließ das Zimmer. Seufzend blickte ihm seine Frau nach. Eine schwere Last, wie die Ahnung kommenden Unheils legte sich auf ihre Brust. Je näher sie den Präsidenten und namentlich die Präsidentin von Engelhard kennen lernte, um so klarer ward ihr, daß diese schwerlich die Einwilligung zu der Verbindung ihres Sohnes mit Elsbeth gegeben haben würden, hätten sie die traurige Geschichte der Ehetrennung ihrer Eltern gekannt. Dem ehrlichen, geraden Sinne dieser vortrefflichen Frau erschien aber just um dessentwillen dieses Verschweigen als ein schweres Unrecht und sie fürchtete, daß daraus nichts Gutes erwachsen könne.

Aber auch dem Commerzienrath Röficke war keineswegs wohl bei der Sache, welche Sicherheit er auch seiner Frau gegenüber zur Schau tragen mochte. Er, der Mann vom strengsten Ehrbegriff, der sich in seiner geschäftlichen Thätigkeit, wie in seinem Privatleben nie das leiseste Abweichen vom Pfade der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gestattete, hatte sich seinem geliebten, einzigen Jugendfreunde zu Gefallen dazu verstanden, die Wahrheit zu umschleiern, und war dadurch in ein Gewebe von Lügen gerathen, in das er sich nun selbst verstrickt sah, ohne die Möglichkeit, mit Anstand herauszukommen. Es hatte ihn nicht länger im Zimmer seiner Gattin geduldet, er machte auch nicht nach der Fabrik, nicht nach den Geschäftsräumen gehen; im Park auf- und abschreitend, wohin der Ton der mächtigen Schmiedehämmer, die in seinem Dienst arbeiteten, nur gedämpft drang, sann er der traurigen Geschichte, ihrer Entwickelung und Verstrickung mit gesenkter Stirn und schwer athmender Brust nach.

Sein Vater, der Begründer der Maschinenfabrik, der er jetzt vorstand, und die unter seiner Leitung einen bedeutenden Aufschwung genommen, hatte den Sohn, nachdem er die Schule durchgemacht, auf die Gewerbeakademie geschickt. In dieser Zeit war die enge Freundschaft mit Erich Wolden entstanden, der aus der Provinz nach Berlin gekommen war, um Jura zu studiren. Auch nachdem die Zeit des täglichen Beisammenseins vorüber und Jeden sein Beruf ganz verschiedene Wege führte, waren sie in naher Verbindung geblieben und hatten sich so häufig gesehen, als die Verhältnisse es nur gestatteten.

Erich Wolden, der von Hause aus nicht unbemittelt war, hatte sich schon als Assessor mit einem sehr schönen, geistvollen Mädchen verheirathet, für welche er die leidenschaftlichste Liebe empfand. Die Ehe schien eine durchaus glückliche, die junge Frau beschenkte ihren Mann schnell hintereinander mit einem Sohn und einer Tochter und wurde in den Orten, nach welchen er als Richter und später als Rath versetzt ward, stets der Mittelpunct der Geselligkeit. Fast jedes Jahr kam die Familie nach Berlin und wohnte dann bei Röficke, der sich inzwischen auch verheirathet und nach des Vaters Tode die Leitung der Fabrik übernommen hatte.

Nach einem längeren Zwischenraume wurde Wolden's ein Zwillingspaar geboren; bald darauf begann Stephanie zu kränkeln, und der Arzt schickte sie für einige Monate an die Riviera. Die Kinder blieben unter der Obhut einer Erzieherin und Wärterin beim Vater zurück.

Mit Beginn des Frühjahrs reiste Wolden nach Nizza, um seine Frau abzuholen. Wenige Tage darauf erhielt Röficke ein Telegramm, das nur die kurzen Worte enthielt: „Komm, ich bedarf Deiner!"

Unverzüglich machte er sich auf den Weg und fand seinen Freund in Verzweiflung. Seine angebetete Stephanie war am Tage vor seinem Eintreffen mit einem angeblich sehr reichen Deutsch-Amerikaner, der schon während der letzten Monate ihr unzertrennlicher Gefährte gewesen war, aus Nizza verschwunden. Für ihren Gatten hatte sie einen Brief zurückgelassen, in welchem sie ihn beschwor, ihr nicht nachzuspüren, sie frei zu geben, denn ihr Geliebter sei ihr Schicksal, sie könne nimmer von ihm lassen und wolle an seiner Seite lieber Noth und Elend, als mit dem Gatten das bisher geführte behagliche, aber für sie stets unbefriedigte Leben ertragen. Eine Bitte um Verzeihung, eine flüchtige Erwähnung der Kinder, die sie in seinem Schutze wohl geborgen wisse, das war Alles, was die von Leidenschaft verblendete Frau dem verlassenen Gatten zu sagen wußte.

Wolden war zerschmettert. Der Verrath der Frau, welche den Mittelpunct seines Daseins ausgemacht, traf ihn bis ins innerste Mark; außerdem sah sich aber der in hohem Grade ehrliebende Mann auch in seiner Stellung, in der Zukunft seiner Kinder bedroht und beschwor den Freund, ihm behilflich zu sein, die Schmach wenigstens von den unschuldigen Häuptern der Kinder abzuwenden.

„Ich werde thun, was ich kann", versprach Röficke, „doch das muß überlegt werden, ernstlich überlegt. Vor Allem laß uns diesen Ort verlassen, der nur Schmerzliches für Dich bringt. Daheim wirst Du ruhiger werden."

Röficke hatte Recht gehabt, Wolden gewann äußerlich seine ganze Ruhe wieder, innerlich aber war er ein gebrochener Mann. Nach reiflichen Erwägungen hatte er sich entschlossen, seinen Abschied zu nehmen und nach Berlin zu ziehen. Dadurch glaubte er am ersten lästiger Erklärungen wegen des Fernbleibens seiner Frau überhoben zu sein. Zwar schwirrten allerhand Gerüchte durch die Stadt, aber man fand doch keinen stichhaltigen Grund, Wolden's Erklärung, daß nach Ausspruch des Arztes seine Frau noch im Süden für längere Zeit verbleiben müsse, den Glauben zu versagen. Der Dame, die das Hauswesen während der Abwesenheit seiner Gattin verwaltet hatte, gab er ihre Entlassung und engagirte für Berlin eine neue, die von der Vergangenheit nichts mehr wußte. — Die Kinder endlich, die nicht aufhörten, nach der Mama zu fragen, namentlich die ältesten, Adele und Paul, vertröstete man auf ein Wiedersehen, an das Niemand mehr glaubte. Da war es eines Abends, als Adele unfreiwillige Zuhörerin einer Unterredung zwischen Röficke und ihrem Vater wurde. Als Aelteste der Liebling des Vaters, pflegte sie oftmals ihre Freistunden im Studirzimmer desselben zuzubringen. Auch heute war sie in der Abendstunde in dasselbe gegangen — in dem Gedanken, den Vater dort zu finden. Dieser war aber fortgegangen, und sie setzte sich, wie es ihre Gewohnheit war, auf einen Schemel im Schatten eines Kaminschirmes, hinter dem ein helles Feuer flackerte. Hier wollte sie den Vater erwarten, und es dauerte auch nur wenige Minuten, da kam er von seinem Ausgang schon wieder zurück, doch nicht allein, sondern in Begleitung des Freundes. Er war sehr erregt und sank mit einem schmerzvollen Aufstöhnen, das dem Kinde tief in die Seele drang, in einen Stuhl am Fenster. Adele wollte aufspringen, zu ihm eilen, aber eine innere Scheu, sich als Zeugin dieses Schmerzensausbruches zu bekennen, hielt sie zurück, vielleicht auch kindliche Neugier, sie mochte sich in diesem Augenblick wohl selbst nicht klar machen, was sie antrieb zu bleiben, zu hören.

„Fasse Dich, Erich", suchte Röficke den Aufgeregten zu beruhigen. „Du mußtest darauf gefaßt sein, von dieser Seite her noch Schmerzliches zu erleben. Sie wünscht mit dem Elenden, der sich als reicher Mann gegen sie aufgespielt hat und allem Anschein nach ein Abenteurer ist, nach Amerika zu gehen; die Mittel fehlen ihr, nun wendet sie sich an Dich. Was bleibt ihr auch Anderes übrig? Zurückkehren darf sie nicht, sie hat ihr Geschick sich selbst bereitet und muß es tragen. —"

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.